

Artikel V.

Paris, 25. März 1832.

Der Feldzug nach Belgien², die Blockade von Lissabon³ und die Einnahme von Ancona⁴ sind die drei charakteristischen Heldenthaten, womit das Justemilieu nach außen seine Kraft, seine Weisheit und seine Herrlichkeit geltend gemacht; im Innern pflückte es ebenso rühmliche Lorbeeren unter den Pfeilern des Palais Royal⁵, zu Lyon⁶ und zu Grenoble⁷. Nie stand Frankreich so tief in den Augen des Auslandes, nicht einmal zur Zeit

¹ Diesen Artikel sandte Heine am 2. April 1832 mit folgenden Begleitworten an Cotta: „Ich kann nicht umhin, Sie besonders zu bitten, diesen Artikel nur schnell abdrucken zu lassen. Durch notwendige Umarbeitung ist diese Sendung verzögert worden, und jetzt grollt in meiner Nähe, an der Porte St.-Denis, wieder eine neue Emeute, die neue große Erscheinungen hervorbringen kann, so daß mein heutiger Artikel, wenn er nicht gleich gedruckt wird, sein Interesse verlieren kann. — Seit einigen Tagen herrscht in Paris die grenzenloseste Bestürzung, der Cholera wegen. . . . Macht die Cholera Ravagen, so mag es hier toll werden. Der Mißmut der armen Klasse ist grenzenlos. Es hängt alles davon ab, ob die Nationalgarde rüstig bleibt und sich nie weigert, zu marschieren. . . .“ In den nächsten Wochen kam es indessen noch zu keinem großen Aufstand in Paris.

² Holland weigerte sich, die sogen. 18 Artikel anzuerkennen, durch welche die Grenze von Belgien und Holland festgesetzt worden war. Holländische Truppen fielen im August 1831 in Belgien ein, siegten in mehreren Schlachten und zogen sich erst zurück, als der französische Marschall Gerard den Belgiern zu Hilfe kam, und die Gesandten Frankreichs und Englands in Holland Einspruch erhoben.

³ Die Sperrung Lissabons erfolgte im Juli 1831 als Gegenmaßregel gegen das übermütige Gebaren des portugiesischen Thronräubers Dom Miguel, des Bruders von Pedro I., Czarfaisr von Brasilien. Vgl. Bd. IV, S. 30.

⁴ Vgl. oben, S. 55.

⁵ Das Palais Royal blieb Ludwig Philipps Eigentum; hier wurde die Justemilieu-Politik gemacht, deren Hauptziel die Bekämpfung der Revolutionsbestrebungen war.

⁶ Der Aufstand in Lyon fand im November 1831 statt; er war durch die grenzenlose Not der dortigen Arbeiter entstanden.

⁷ Der gegen die Regierung gerichtete Aufstand in Grenoble fand im März 1832 statt.

der Pompadour und der Dubarry¹. Man merkt jetzt, daß es noch etwas Klüglicheres gibt als eine Mätressenherrschaft. In dem Boudoir einer galanten Dame ist noch immer mehr Ehre zu finden als in dem Comptoir eines Bankiers. Sogar in der Betstube Karls X. hat man nicht so ganz und gar der Nationalwürde vergessen, und von dort aus eroberte man Algier². Diese Eroberung soll, damit die Demütigung vollständig sei, jetzt aufgegeben werden. Diesen letzten Fezzen von Frankreichs Ehre opfert man dem Trugbilde einer Allianz mit England. Als ob die imaginäre Hoffnung derselben nicht schon genug gekostet habe! Dieser Allianz halber werden sich die Franzosen auch auf der Citadelle von Ancona blamieren müssen, wie auf den Ebenen von Belgien und unter den Mauern von Lissabon.

Im Innern sind die Beengnisse und Zerissenheiten nachgerade so unleidlich geworden, daß sogar ein Deutscher die Geduld verlieren könnte. Die Franzosen gleichen jetzt jenen Verdammten in Dantes Hölle, denen ihr dermaliger Zustand so unerträglich geworden, daß sie nur diesem entzogen zu werden wünschen, und sollten sie auch dadurch in einen noch schlechtern Zustand geraten. So erklärte sich, daß den Republikanern das legitime Regime und den Legitimisten die Republik viel wünschenswerter geworden als der Sumpf, der in der Mitte liegt, und worin sie eben jetzt stecken. Die gemeinsame Qual verbindet sie. Sie haben nicht denselben Himmel, aber dieselbe Hölle, und da ist Heulen und Zähneklappern — Vive la République! Vive Henry V!³

Die Anhänger des Ministeriums, d. h. Angestellte, Bankiers, Gutsbesitzer und Butikiers, erhöhen das allgemeine Mißbehagen noch durch die lächelnden Versicherungen, daß wir ja alle in ruhigsten Zustände leben, daß das Thermometer des Volksglücks, der Staatspapierkurs, gestiegen, und daß wir diesen Winter in Paris mehr Bälle als jemals und die Oper in ihrer höchsten Blüte gesehen haben. Dieses war wirklich der Fall; denn jene Leute haben ja die Mittel, Bälle zu geben, und da tanzten sie nun, um zu zeigen, daß Frankreich glücklich sei; sie tanzten für

¹ Die bekannten Mätressen Ludwigs XV.; die Pompadour starb 1764, und die Dubarry ward ihre Nachfolgerin. Robespierre ließ sie im Dezember 1793 guillotinieren, da sie die französischen Emigranten unterstützte hatte.

² Anfang Juli 1830.

³ Vgl. Bd. IV, S. 66.

ihr System, für den Frieden, für die Ruhe Europas; sie wollten die Kurse in die Höhe tanzen, sie tanzten à la hausse. Freilich manchmal, während den erfreulichsten Entrechats, brachte das diplomatische Korps allerlei Hiobsdepeſchen aus Belgien, Spanien, England und Italien; aber man ließ keine Beſtürzung merken und tanzte verzweiflungsvoll luſtig weiter; ungefähr wie Aline, Königin von Golkonda¹, ihre ſcheinbar fröhlichen Tänze fortſetzt, wenn auch das Chor der Gunuchen mit einer Schreckensnachricht nach der andern heranquäkt. Wie geſagt, die Leute tanzten für ihre Renten, je gemäßigter ſie geſinnt waren, deſto lei- denſchaftlicher tanzten ſie, und die dickſten, moralichſten Bankiers tanzten den verruchten Nonnenwalzer aus „Robert le Diable“, der berühmten Oper. — Meyerbeer hat das Unerhörte erreicht, indem er die flatterhaften Pariſer einen ganzen Winter lang zu feſſeln gewußt; noch immer ſtrömt alles nach der Akademie de Muſique, um „Robert le Diable“ zu ſehen; aber die enthuſiaſtiſchen Meyerbeerianer mögen mir verzeihen, wenn ich glaube, daß mancher nicht bloß von der Muſik angezogen wird, ſondern auch von der politiſchen Bedeutung der Oper! Robert le Diable, der Sohn eines Teufels, der ſo verrucht war wie Philipp Egalité², und einer Fürſtin, die ſo fromm war wie die Tochter Penthèvres³, wird von dem Geiſte ſeines Vaters zum Böſen, zur Revolution, und von dem Geiſte ſeiner Mutter zum Guten, zum alten Regime, hingezogen, in ſeinem Gemüte kämpfen die beiden angeborenen Naturen, er ſchwebt in der Mitte zwiſchen den beiden Prinzipien, er iſt Zuſtemilieu; — vergebens wollen ihn die Wolfſchluchſtimmen der Hölle ins Mouvement ziehen, vergebens verlocken ihn — die Geiſter der Konvention, die als revolutionäre Nonnen aus dem Grabe ſteigen, vergebens gibt Robeſpierre in der Geſtalt der Mademoiſelle Taglioni⁴ ihm die Akkolade⁵: er widerſteht allen Anfechtungen, allen Verführungen, ihn leitet die Liebe zu einer Prinzefſin beider Sizilien, die ſehr fromm iſt, und

¹ Golkonda, einſt die prachtwolle Hauptſtadt der Nizams von Saïdarabad; jezt eine verlaſſene Feſte und Gräberſtadt.

² Vgl. Bd. IV, S. 30.

³ Marie Adelaide de Penthèvres, die Mutter Ludwig Phiſipp's, eine ausgezeichnete Frau.

⁴ Mademoiſelle Taglioni (1804—84), berühmte Tänzerin, 1827 biß 1832 an der Großen Oper in Pariß.

⁵ Ritterkuß.

auch er wird fromm, und wir erblickten ihn am Ende im Schoße der Kirche, umsummt von Pfaffen und umnebelt von Weihrauch. Ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß bei der ersten Vorstellung dieser Oper durch ein Versehen des Maschinisten das Brett der Versenkung, worin der alte Vater Teufel zur Hölle fuhr, ungeschlossn geblieben, und daß der Teufel Sohn, als er zufällig darauf trat, ebenfalls hinabfant. — Da in der Deputiertenkammer von dieser Oper so viel gesprochen worden, so war die Erwähnung derselben keineswegs diesen Blättern unangemessen. Die gesellschaftlichen Erscheinungen sind hier durchaus nicht politisch unwichtig, und ich begreife jetzt sehr gut, wie Napoleon in Moskau sich damit beschäftigten konnte, das Reglement für die Pariser Theater auszuarbeiten. — Auf letztere hatte die Regierung während des verflossenen Faschings ihr besonderes Augenmerk, wie denn überhaupt diese Zeit um so mehr ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, da man sogar die Maskenfreiheit fürchtete, und besonders am Mardi-gras¹ eine Emeute erwartete. Wie leicht ein Mummenstanz dazu Gelegenheit geben kann, hat sich in Grenoble erwiesen. Voriges Jahr ward der Mardi-gras durch Demolierung des erzbischöflichen Palastes gefeiert.

Da dieser Winter der erste war, den ich in Paris zubrachte, so kann ich nicht entscheiden, ob der Karneval dieses Jahr so brillant gewesen, wie die Regierung prahlt, oder ob er so trist ausfah, wie die Opposition klagt. Sogar bei solchen Aufzügen kann man der Wahrheit hier nicht auf die Spur kommen. Alle Parteien suchen zu täuschen, und selbst den eigenen Augen darf man nicht trauen. Einer meiner Freunde, ein Justemillionär, hatte die Güte, letzten Mardi-gras mich in Paris herumzuführen und mir durch den Augenschein zu zeigen, wie glücklich und heiter das Volk sei. Er ließ an jenem Tage auch alle seine Bedienten ausgehen und befahl ihnen ausdrücklich, sich recht viel Vergnügen zu machen. Vergnügt faßte er meinen Arm und rannte vergnügt mit mir durch die Straßen und lachte zuweilen recht laut. An der Porte St.=Martin, auf dem feuchten Pflaster, lag ein todblaßer, röchelnder Mensch, von welchem die umstehenden Gasser behaupteten, er sterbe vor Hunger. Mein Begleiter aber versichert mir, daß dieser Mensch alle Tage auf einer andern Straße vor Hunger sterbe, und daß er davon lebe, indem ihn nämlich die

¹ Fastnachts=Dienstag.

Karliften dafür bezahlten, durch solches Schauspiel das Volk gegen die Regierung zu verhexen. Dieses Handwerk muß jedoch schlecht bezahlt werden, da viele dabei wirklich vor Hunger sterben. Es ist eine eigene Sache mit dem Verhungern; man würde hier täglich viele tausend Menschen in diesem Zustand sehen, wenn sie es nur längere Zeit darin aushalten könnten. So aber, gewöhnlich nach drei Tagen, welche ohne Nahrung verbracht worden, sterben die armen Hungerleider einer nach dem andern, und sie werden still eingescharrt, und man bemerkt sie kaum.

„Sehen Sie, wie glücklich das Volk ist“, bemerkte mein Begleiter, indem er mir die vielen Wagen voll Masken zeigte, die laut jubelten und die lustigsten Narreteien trieben. Die Boulevards gewährten wirklich einen überaus ergötzlich bunten Anblick, und ich dachte an das alte Sprüchwort: „Wenn der liebe Gott sich im Himmel langweilt, dann öffnet er das Fenster und betrachtet die Boulevards von Paris“. Nur wollte es mich bedünken, als sei dabei mehr Gendarmerie aufgestellt, als zu einem harmlosen Vergnügen eben notwendig gewesen. Ein Republikaner, der mir begegnete, verdarb mir den Spaß, indem er mir versicherte, die meisten Masken, die sich am lustigsten gebärdeten, habe die Polizei eigens dafür bezahlt, damit man nicht klage, das Volk sei nicht mehr vergnügt. Inwieweit dieses wahr sein mag, will ich nicht bestimmen; die maskierten Männer und Weiber schienen sich ganz von innen heraus zu belustigen, und wenn die Polizei sie noch besonders dafür bezahlte, so war das sehr artig von der Polizei. Was ihre Einwirkung besonders verraten konnte, waren die Gespräche der maskierten gemeinen Kerle und öffentlichen Dirnen, die in extrödelten Hofstrachten, mit Schönpflästerchen auf den geschminkten Gesichtern, die Vornehmheit der vorigen Regierung parodistisch nachäfften, sich mit karlistischen Namen titulierten und sich dabei so hoffärtig fächerten und spreizten, daß ich mich unwillkürlich der hohen Festivitäten erinnerte, die ich als Knabe die Ehre hatte, von der Galerie herab zu betrachten; nur daß die Pariser Poissarden ein besseres Französisch sprachen als die Kavaliere und gnädigen Fräulein meines Vaterlandes.

Um diesem letztern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, gestehe ich, daß der diesjährige Vouef-gras¹ gar kein Aussehen in Deutsch-

¹ Fastnachtsochse.

land gemacht haben würde. Ein Deutscher mußte über diesen unbedeutenden Ochsen lächeln, ob dessen Größe man sich hier besonders wunderte. Mit Anspielungen auf diesen armen Ochsen waren eine Woche lang die kleinen Blätter gefüllt; daß er gros, gras et bête gewesen, war ein stehender Witz, und in Karikaturen parodierte man auf die gehässigste Weise den Zug dieses quasi-fetten Ochsen. Schon hieß es, man würde dieses Jahr den Zug verbieten; aber man besann sich eines besseren. Von so vielen überlieferten Volksspäßen ist fast allein der Zug des Boeuf-gras in Frankreich übriggeblieben. Den absoluten Thron, den Parc des cerfs, das Christentum, die Bastille und andere ähnliche Institute aus der guten alten Zeit hat die Revolution niedergerissen; der Ochse allein ist geblieben. Darum wird er auch im Triumphe durch die Stadt geführt, bekränzt mit Blumen und umgeben von Mehrgertnechten, die meistens mit Helm und Harnischen bekleidet sind, und die diesen eisernen Plunder von den verstorbenen Rittern als nächste Wahlverwande geerbt haben. Es ist sehr leicht, die Bedeutung der öffentlichen Mummereien einzusehen. Schwerer ist es, die geheime Maskerade zu durchschauen, die hier in allen Verhältnissen zu finden ist. Dieser größere Karneval beginnt mit dem ersten Januar und endigt mit dem einunddreißigsten Dezember. Die glänzendsten Redouten desselben sieht man im Palais Bourbon¹, im Luxemburg² und in den Tuilerien³. Nicht bloß in der Deputiertenkammer, sondern auch in der Pairskammer und im königlichen Kabinette spielt man jetzt eine heillose Komödie, die vielleicht tragisch enden wird. Die Oppositionsmänner, welche nur die Komödie der Restaurationszeit fortsetzen, sind verummte Republikaner, die mit sichtbarer Ironie oder mit auffallendem Widerwillen als Komparsen⁴ des Königtums agieren. Die Pairs spielen jetzt die Rolle von unerblichen, durch Verdienst berufenen Amtsleuten; wenn man ihnen aber hinter die Maske schaut, so sieht man meistens die wohlbekannten noblen Gesichter; und wie modern sie sich auch kostümieren, so sind sie doch immer die Erben der alten Aristokratie,

¹ Dort tagte die Deputiertenkammer.

² Unter Napoleon Sitz des Senats, damals des Oberhauses.

³ Louis Philipp verlegte im Jahre 1831 seinen Wohnsitz von dem Palais Royal nach den Tuilerien.

⁴ Stumme Personen, Statisten.

und sie tragen sogar die Namen, die an die alte Misere erinnern, so daß man darunter sogar einen *Dreux-Brézé*¹ findet, von dem der „National“ sagt, er sei nur dadurch ausgezeichnet, daß einmal einem seiner Vorfahren eine gute Antwort gegeben worden. Was Ludwig Philipp betrifft, so spielt er noch immer seinen *Roicitoyen* und trägt noch immer das dazu gehörige Bürgerkostüm; unter seinem bescheidenen Filzhute trägt er jedoch, wie männlich weiß, eine ganz unmaßgebliche Krone von gewöhnlichem Zuschnitte, und in seinem Regenschirme verbirgt er das absoluteste Zepter. Nur wenn die liebsten Interessen zur Sprache kommen, oder wenn einer mit dem gehörigen Stichworte die Leidenschaften aufreizt, dann vergessen die Leute ihre einstudierte Rolle und offenbaren ihre Persönlichkeit. Jene Interessen sind zunächst die des Geldes, und diese müssen allen andern weichen, wie man bei den Diskussionen über das Budget wahrnehmen konnte. . . . Die Stichworte, bei denen in der Deputiertenkammer die republikanische Gesinnung sich verriet, sind bekannt. Nicht so unbedeutend und zufällig, wie man etwa in Deutschland glaubt, waren die Diskussionen über das Wort *sujet*. Letzteres hat schon im Beginne der französischen Revolution Veranlassung zu Expektorationen gegeben, wobei sich die republikanische Tendenz der Zeit ausdrückte. Wie leidenschaftlich tobte man, als einst dem armen Ludwig XVI. in einer Rede dieses Wort ent schlüpfte. Ich habe zur Vergleichung mit der Gegenwart die damaligen Journale in dieser Beziehung nachgelesen; der Ton von 1790 ist nicht verhallt, sondern nur veredelt. Die Philippisten sind nicht so ganz arglos, wenn sie durch Stichworte oberwähnter Art die Opposition in Leidenschaft bringen. Voriges Jahr hütete man sich wohl, die Tuilerien mit dem Namen *Chateau* zu benennen, und der „*Moniteur*“ erhielt ausdrücklich die Weisung, sich des Wortes *Palais* zu bedienen. Später nahm man es nicht mehr so genau. Jetzt wagt man schon mehr, und die „*Debats*“ sprechen von dem Hofe, *la cour!* „Wir gehen mit großen Schritten zur Restauration zurück!“ flagte mir ein allzu ängstlicher Freund, als er las, daß die Schwester des Königs „*Madame*“ tituliert worden. Dieser Argwohn grenzt fast ans Lächerliche. „Wir gehen noch weiter zurück als zur Re-

¹ Altes französisches Adelsgeschlecht; einer von ihnen war Zeremonienmeister Ludwigs XVI. und hatte als solcher 1789 die Einführung der *États généraux* zu leiten.

stauration!“ rief jüngst derselbe Freund, vor Schrecken erbleichend. Er hatte in einer gewissen Soiree etwas Entsetzliches gesehen, nämlich eine schöne junge Dame mit Puder in den Haaren. Ehrlich gestanden, es sah gut aus; die blonden Locken waren wie von leisem Frosthauch angereift, und die warmen frischen Blumen schauten um so rührend lieblicher daraus hervor.

„Der 21. Januar“¹ war in ähnlicher Weise das Stichwort, wobei sich in der Pairskammer die verummten Erbleidenschaften und der kräftigste Aristokratismus enthüllten. Was ich längst vorausgesehen, geschah; auch parlamentarisch gebärdete sich die Aristokratie, als sei sie besonders bevorrechtet, den Tod Ludwigs XVI. zu bejammern, und sie verhöhnte das französische Volk durch die Beschönigung jenes Bußtagsgesetzes, wodurch der eingesetzte Statthalter der Heiligen Allianz, Ludwig XVIII., dem ganzen französischen Volke wie einem Verbrecher eine Pönitenz auferlegt hatte. Der 21. Januar war der Tag, wo das regicide² Volk zum Abschrecken der umstehenden Nachbarvölker in Sack und Asche und mit der Kerze in der Hand vor Notre-Dame stehen sollte. Mit Recht stimmten die Deputierten für die Aufhebung eines Gesetzes, welches mehr dazu diente, die Franzosen zu demüthigen, als sie zu trösten ob des Nationalunglücks, das sie am 21. Januar 1793 betroffen hat. Indem die Pairskammer die Aufhebung jenes Gesetzes verwarf, verriet sie ihren unverföhnlichen Groll gegen das neue Frankreich, und entlarvte sie alle ihre adelige Bendetta gegen die Kinder der Revolution und gegen die Revolution selbst. Minder für die nächsten Interessen des Tages als vielmehr gegen die Grundsätze der Revolution kämpfen jetzt die lebenslänglichen Herren des Luxemburg³. Daher verwarfen sie nicht den Briquevilleschen Gesetzesvorschlag⁴; sie verleugneten ihre Ehre und unterdrückten ihre grimmigste Abneigung. Jener Gesetzesvorschlag betraf ja nicht im geringsten

¹ Am 21. Januar 1793 erfolgte die Hinrichtung Ludwigs XVI.

² Das königsmordende, königsmörderische.

³ Die Mitglieder der Pairskammer.

⁴ Der Deputierte Bricqueville beantragte im November 1831, daß die Mitglieder der vertriebenen Königsfamilie verbannt und im Betretungsfalle zum Tode verurteilt werden sollten, während ihre Güter schleunigt zu veräußern seien. Der Antrag ward nach Streichung der Stelle über die Todesstrafe angenommen.

die Grundsätze der Revolution. Aber das Gesetz wegen Ehescheidung das darf nicht angenommen werden, denn es ist durchaus revolutionärer Natur, wie jeder christkatholische Edelmann begreifen wird.

Das Schisma, das bei solcher Gelegenheit zwischen der Deputiertenkammer und der Pairie entsteht, wird die unerquicklichsten Erscheinungen hervorbringen. Man sagt, der König beginne schon die Bedeutung dieses Schismas in seiner ganzen Trostlosigkeit einzusehen. Das ist nun die Folge jener Halbheit, jenes Schwankens zwischen Himmel und Hölle, jenes Robert le Diable'schen Justemilieuwesens. Ludwig Philipp sollte sich vorsehen, daß er nicht einmal unversehens auf das versinkende Brett gerät. Er steht auf einem sehr unsichern Boden. Er hat durch eigene Schuld seine beste Stütze verloren. Er beging den gewöhnlichen Mißgriff jagender Menschen, die mit ihren Feinden gut stehen wollen und es daher mit ihren Freunden verderben. Er kajiolierte die Aristokratie, die ihn haßt, und beleidigte das Volk, das seine beste Stütze war. Seine Sympathie für die Erblichkeit der Pairchaft hat ihm die gleichheitsfüchtigen Herzen vieler Franzosen entfremdet, und seine Nöten mit den Lebenslänglichen werden ihnen ein schadenfrohes Ergötzen gewähren. Nur wenn die Frage auf's Tapet kommt, „was die Juliusrevolution bedeutet habe?“ verfliegt der scherzende Mißmut, und der düstere Groll bricht hervor in bedrohlichen Reden. Das ist das gewaltigste jener Stichworte, wobei die verborgene Leidenschaft ans Tageslicht tritt und die Parteien ihre Masken gänzlich fallen lassen. Ich glaube, man könnte die Toten der großen Woche, die unter den Mauern des Louvres begraben liegen, aus ihrem Schlafe wecken, wenn man sie früge: ob die Männer der Juliusrevolution wirklich nichts anderes gewollt haben, als was die Opposition in der Kammer während der Restaurationszeit ausgesprochen hat? Dieses nämlich war die Definition, welche die Ministeriellen bei den jüngsten Debatten von der Juliusrevolution gegeben haben. Wie kläglich diese Erklärung in sich selbst zerfällt, ergibt sich schon daraus, daß die Opposition seitdem eingestanden, daß sie während der ganzen Restaurationszeit Komödie gespielt hat. Wie kann also hier von bestimmten Manifestationen die Rede sein? Auch was das Volk in den drei Tagen während des Kanonendonners gerufen, war nicht der bestimmte Ausdruck seines Willens, wie nachträglich die Philippisten behauptet haben. Der Ruf „Vive

la Charte!“ den man nachher als den allgemeinen Wunsch, die Charte beizubehalten, interpretierte, war damals nichts anderes als ein Lofungswort, als eine Tagesparole, deren man sich nur als *signe de ralliement* bediente. Man darf den Ausdrücken, die das Volk in solchen Fällen gebraucht, keine allzu bestimmte Bedeutung verleihen. Dies gilt von allen Revolutionen, die das Volk gemacht. Die „Männer des andern Morgens“ kommen immer hintendrein und klaben Worte. Sie finden nur das tötende Wort, nicht den lebendig machenden Geist. Diesem, nicht jenem muß man nachforschen. Denn das Volk versteht sich ebenjowenig auf Worte, wie es sich durch Worte verständlich machen kann. Es versteht nur Thatsachen, nur Fakta, und spricht durch solche. Ein solches Faktum war die Juliusrevolution, und dieses besteht nicht einzig darin, daß Karl X. aus den Tuilerien nach Holyrood¹ gejagt worden, und Ludwig Philipp sich dort einquartiert hat; solch bloße Personalveränderung wäre nur wichtig für den Portier jenes Palastes. Das Volk, indem es Karl X. verjagte, sah in ihm nur den Repräsentanten der Aristokratie, wie er sich sein ganzes Leben hindurch gezeigt hat, seit 1788, wo er als Fürst vom Geblüte, in einer Vorstellung an Ludwig XVI, förmlich ausgesprochen, daß ein Fürst vor allem Edelmann sei, als solcher naturgemäß dem Korps des Adels angehöre und daher dessen Rechte vor allen andern Interessen verteidigen müsse; in Ludwig Philipp sah aber das Volk einen Mann, dessen Vater schon, sogar in seinem Namen, die bürgerliche Gleichheit der Menschen anerkannt hat, einen Mann, der selbst bei Valmy und Jemappes² für die Freiheit gekochten, der von seiner frühesten Jugend an bis jetzt die Worte Freiheit und Gleichheit im Munde geführt und sich, in Opposition gegen die eigene Sippschaft, als einen Repräsentanten der Demokratie dargegeben hat.

Wie herrlich leuchtete dieser Mann im Glanze der Juliussonne, die sein Haupt wie mit einer Glorie umstrahlte und selbst auf seine Fehler so viel heiteres Licht streute, daß sie noch mehr als seine Tugenden blendeten. Valmy und Jemappes! war da-

¹ Holyrood Palace in Edinburg, das alte Schloß Maria Stuarts, ward von Karl X. zum Aufenthaltsort gewählt.

² Gegen die Preußen und die Oesterreicher, am 20. September und 5. November 1792; die erstere blieb unentschieden, in der letzteren siegten die Franzosen unter Dumouriez' Führung über die Oesterreicher.

mals der patriotische Refrain aller seiner Reden; er streichelte die dreifarbige Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er stand auf dem Balkone des Palais Royal und schlug mit der Hand den Takt zu der Marceillaise, die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, fils d'Égalité, der Soldat tricolore der Freiheit, wie er sich von Delavigne in der „Parisienne“¹ besingen lassen, und wie er sich von Horaz Vernet² malen lassen auf jenen Gemälden, die in den Gemächern des Palais Royal immer besonders bedeutungsvoll zur Schau gestanden. In diesen Gemächern hatte das Volk während der Restauration immer freien Zutritt; und da wandelte es herum des Sonntags und bewunderte, wie bürgerlich alles dort ausah, im Gegensatz zu den Tuileries, wo kein armer Bürgersmann so leicht hinkommen durfte; und mit besonderer Vorliebe betrachtete man das Gemälde, worauf Ludwig Philipp abgebildet ist, wie er in der Schweiz als Schullehrer vor der Weltkugel steht und den Knaben in der Geographie Unterricht erteilt³. Die guten Leute dachten Wunder, wieviel er selbst dabei gelernt haben müsse! Jetzt sagt man, Ludwig Philipp habe damals nichts anderes gelernt als faire honne mine à mauvais jeu und allzu große Schätzung des Geldes. Die Glorie seines Hauptes ist verschwunden, und der Unmut erblickt darin nur eine Birne.

Die Birne ist noch immer stehender Volkswitz in Spottblättern und Karikaturen. Jene, namentlich „Le Revenant“, „Les Cancans“, „Le Brid-Oison“, „La Mode“ und wie das satirische Ungezieser sonst heißen mag, mißhandeln den König mit einer Unverschämtheit, die um so widerwärtiger ist, da man wohl weiß, daß das edle Faubourg solche Blätter bezahlt. Man sagt, die Königin lese sie oft und weine darüber; die arme Frau erhält diese Blätter durch den unermüdlichen Dienstleister jener schlimmsten Feinde, die unter dem Namen „die guten Freunde“ in jedem großen Hause zu finden sind. Die Birne ist, wie gesagt, ein stehender Witz geworden, und Hunderte von Karikaturen, worauf man sie erblickt, sind überall ausgehängt. Hier sieht man Perier auf der Redner-

¹ Vgl. Bd. IV, S. 30.

² Vgl. Bd. IV, S. 26 und 29 f.

³ Nach der Hinrichtung des Königs verließ Ludwig Philipp die Armee, floh nach der Schweiz und war dort in Reichenau, aller Hülfsmittel beraubt, in den Jahren 1793—94 als Lehrer thätig.

bühne, in der Hand die Birne, die er den Umstehenden anpreift und an den Meistbietenden für achtzehn Millionen loschlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne gleich einem Apf auf der Brust des schlafenden Lafayette, der, wie an der Zimmerwand angedeutet steht, von der besten Republik träumt. Dann sieht man auch Perier und Sebastiani, jener als Pierrot, dieser als dreifarbiges Harlekin gekleidet, durch den tiefsten Kot waten und auf den Schultern eine Querstange tragen, woran eine ungeheurere Birne hängt. Den jungen Heinrich¹ sieht man als frommen Wallfahrter in Pilgertracht, mit Muschelhut und Stab, woran oben eine Birne hängt, gleich einem abgeschnittenen Kopfe.

Ich will wahrlich den Unfug dieser Frazenbilder nicht vertreten, am allerwenigsten wenn sie die Person des Fürsten selbst betreffen. Ihre unaufhörliche Menge ist aber eine Volksstimme und bedeutet etwas. Einigermäßen verzeihlich werden solche Karikaturen, wenn sie, keine bloße Beleidigung der Persönlichkeit beabsichtigend, nur die Täuschung rügen, die man gegen das Volk verübt. Dann ist auch ihre Wirkung grenzenlos. Seit eine Karikatur erschienen ist, worauf ein dreifarbiges Papagei dargestellt ist, der auf jede Frage, die man an ihn richtete, abwechselnd „Balmy“ oder „Jemappes“ antwortet, seitdem hütet sich Ludwig Philipp, diese Worte so wiederholentlich wie sonst vorzubringen. Er fühlt wohl, in diesen Worten lag immer ein Versprechen, und wer sie im Munde führte, durfte keine Quasi-Legitimität nachsuchen, durfte keine aristokratischen Institutionen beibehalten, durfte nicht auf diese Weise den Frieden erslehen, durfte nicht Frankreich ungestraft beleidigen lassen, durfte nicht die Freiheit der übrigen Welt ihren Hefkern preisgeben. Ludwig Philipp mußte vielmehr auf das Vertrauen des Volkes den Thron stützen, den er dem Vertrauen des Volkes verdankte. Er mußte ihn mit republikanischen Institutionen umgeben, wie er gelobt, nach dem Zeugnis des unbescholtensten Bürgers beider Welten. Die Lügen der Charte mußten vernichtet, Balmy und Jemappes aber mußten eine Wahrheit werden. Ludwig Philipp mußte erfüllen, was sein ganzes Leben symbolisch versprochen hatte. Wie einst in der Schweiz, mußte er wieder als Schulmeister vor die Weltkugel treten und öffentlich erklären: „Seht diese hübschen Länder, die Men-

¹ Den sogenannten „König“ Heinrich V. (1820—83), Herzog von Bordeaux, Graf Chambord.

sehen darin sind alle frei, sind alle gleich, und wenn ihr Kleinen das nicht im Gedächtnisse behaltet, bekommt ihr die Rute". Ja, Ludwig Philipp mußte an die Spitze der europäischen Freiheit treten, die Interessen derselben mit seinen eigenen verschmelzen, sich selbst und die Freiheit identifizieren, und wie einer seiner Vorgänger ein kühnes *l'Etat c'est moi!* aussprach, so mußte er mit noch größerem Selbstbewußtsein ausrufen: „*La liberté c'est moi!*“

Er hat es nicht gethan. Wir wollen nun die Folgen abwarten. Sie sind unausbleiblich, und nur über die Länge der Zeit läßt sich nichts Bestimmtes voraussagen. Vor den schönen Frühlingstagen wird gewarnt. Die Karlisten meinen, erst im Herbst werde der neue Thron zusammenbrechen; geschehe es nicht, so werde er sich alsdann noch vier bis fünf Jahre halten. Die Republikaner wollen sich auf bestimmte Prophezeiungen nicht mehr einlassen. „Genug“, sagen sie, „die Zukunft gehört uns.“ Und darin haben sie vielleicht recht. Obgleich sie bis jetzt immer die Dänes der Karlisten und Bonapartisten gewesen, so mag doch die Zeit kommen, wo die Thätigkeit dieser beiden Parteien nur den Interessen der Republikaner gefrommt haben wird. Sie rechnen auch auf diese Thätigkeit der Karlisten und Bonapartisten um so mehr, da sie selbst weder durch Geld noch durch Sympathie die Massen in Bewegung setzen können. Das Geld aber fließt jetzt in goldenen Strömen aus dem Faubourg St.-Germain¹, und was feil ist, wird gekauft. Leider ist dessen zu Paris immer viel am Markte, und man glaubt, daß die Karlisten in diesem Monate große Fortschritte gemacht. Viele Männer, die immer großen Einfluß auf das Volk ausgeübt, sollen gewonnen sein. Die frommen Umtriebe der Schwarzröckchen in den Provinzen sind bekannt; das schleicht und zischt überall herum und lügt im Namen Gottes. Überall wird das Bild des Mirakeljungen aufgestellt², und man sieht ihn in den sentimentalsten Posituren. Hier liegt er auf den Knien und betet für das Heil Frankreichs und seiner unglücklichen Unterthanen sehr rührend; dort klettert er auf den Bergen Schottlands, gekleidet in hochländischer Tracht, ohne Beinkleider. „*Martin!*“ sagte ein Dubrier, der mit mir dieses Bild an einem Kupferstichladen betrachtete, „*on le représente sans culotte, mais nous*

¹ Sitz der Legitimisten, welche die Republikaner mit Geld unterstützten.

² Des jungen Heinrich.

savons bien qu'il est jésuite.“ Auf einem ähnlichen Bild ist er weinend mit seinem Schwesterchen dargestellt, und darunter stehen gefühlvolle Verse: „O! que j'ai douce souvenance — Du beau pays de mon enfance“, u. s. w. Lieder und Gedichte, die den jungen Heinrich feiern, zirkulieren in großer Anzahl, und sie werden gut bezahlt. Wie es einst in England eine jakobitische Poesie gab, so gibt es jetzt hier eine karlistische.

Indessen die bonapartistische Poesie ist weit bedeutender und wichtiger und bedrohlicher für die Regierung. Es gibt keine Griquette in Paris, die nicht Bérangers¹ Lieder singt und fühlt. Das Volk versteht am besten diese bonapartistische Poesie, und darauf spekulieren die Dichter, und auf die Dichter spekulieren wieder andere Leute. Victor Hugo schreibt jetzt ein großes Heldengedicht auf den alten Napoleon², und die väterlichen Verwandten des jungen Napoleons³ stehen in Briefwechsel mit eben solchen Volksdichtern, die als Tyrannen des Bonapartismus bekannt sind, und deren begeisternde Leier man zur rechten Zeit zu benutzen hofft. Man ist nämlich der Meinung, daß der Sohn des Mannes nur zu erscheinen brauche, um der jetzigen Regierung ein Ende zu machen. Man weiß, daß der Name Napoleon das Volk hinreißt und die Armee entwaffnet. Die besonnenen, echten Demokraten sind jedoch keineswegs geneigt, in die allgemeine Huldigung einzustimmen. Der Name Napoleon ist ihnen freilich lieb und wert, weil er fast synonym geworden mit dem Ruhme Frankreichs und dem Siege der dreifarbigigen Fahne. In Napoleon sehen sie den Sohn der Revolution; in dem jungen Reichstadt sehen sie nur den Sohn eines Kaisers, durch dessen Anerkennung sie dem Prinzipie der Legitimität huldigen würden. Dieses wäre jedenfalls eine lächerliche Inkonsequenz. Ebenso lächerlich ist die Meinung, daß der Sohn, wenn er auch nicht die Größe seines Vaters erreiche, doch gewiß nicht ganz aus der Art geschlagen und immer ein kleiner Napoleon sei. Ein kleiner Napoleon! Als ob die Wendelmeßsäule

¹ Pierre Jean de Béranger (1780—1857), der berühmte Lyriker, richtete sich in seinen politischen Liedern gegen das bourbonische Königtum und verweilte gern bei der Erinnerung an die große Zeit Napoleons I.

² Victor Hugo hat oft seine Überzeugung gewechselt; so besang er 1820 die Bourbons, 1830 die Orléans, 1840 Napoleon I.

³ Des Herzogs von Reichstadt, s. oben, S. 15.

nicht eben durch ihre Größe unsere Bewunderung erregte. Eben weil sie so groß ist und stark, will sich das Volk an sie lehnen in dieser wagen, schwankenden Zeit, wo die Wendömesäule das Einzige in Frankreich ist, was fest steht.

Um diese Säule drehen sich alle Gedanken des Volkes. Sie ist kein unverwundliches eisernes Geschichtsbuch, und es liest darauf seine eigenen Heldenthaten. Besonders aber lebt in seiner Erinnerung die schmachliche Art, wie von den Deutschen das Standbild dieser Säule mißhandelt worden¹, wie man dem armen Kaiser die Füße abgesägt, wie man ihm gleich einem Diebe einen Strick um den Hals gebunden und ihn herabgerissen von seiner Höhe. Die guten Deutschen haben ihre Schuldigkeit gethan. Jeder hat seine Sendung auf dieser Erde, unbewußt erfüllt er sie und hinterläßt ein Symbol dieser Erfüllung. So sollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution erflehen; aber uneingedenk dieser Sendung, wollte er durch den Sieg sich selbst verherrlichen, und egoistisch erhaben stellt er sein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zusammengegoßenen Kanonen der Wendömesäule. Da hatten die Deutschen nun die Sendung, die Revolution zu rächen und den Imperator wieder herabzureißen von der usurpirten Höhe, von der Höhe der Wendömesäule. Nur der dreifarbigigen Fahne gebührt dieser Platz, und seit den Julustagen flattert sie dort siegreich und verheißend. Wenn man in der Folge den Napoleon wieder hinaufsetzt auf die Wendömesäule, so steht er dort nicht mehr als Imperator, als Cäsar, sondern als ein durch Unglück geküßter und durch Tod gereinigter Repräsentant der Revolution, als ein Sinnbild der siegenden Volksgewalt.

Da ich eben von dem jungen Napoleon und dem jungen Heinrich gesprochen, so muß ich auch des jungen Herzogs von Orléans² Erwähnung thun. In den Bilderladen sieht man sie hier gewöhnlich nebeneinander hängen, und unsere Pamphletisten disputieren beständig diese drei sonderbaren Legitimitäten. Daß letztere auch

¹ Dies geschah im Jahre 1815 bei der zweiten Einnahme von Paris auf Anordnung Blüchers. Er wollte damals auch die Jena-Brücke sprengen lassen, wovon ihn aber Friedrich Wilhelm III. abhielt. 1833 wurde das Standbild wieder auferrichtet.

² Ludwig Philipps ältester Sohn, der Thronfolger, der 1842 durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen ums Leben kam.

außerdem ein Hauptthema des öffentlichen Geschwäzes sind, versteht sich von selbst. Es ist zu weitläufig und unfruchtbar, als daß ich es auch hier erörtern möchte. Jede Auskunft über die persönlichen Eigenschaften des Herzogs von Orléans scheint mir wichtiger zu sein, da sich an die Persönlichkeit des jungen Fürsten so viele Interessen der nächsten Wirklichkeit knüpfen. Die praktische Frage ist nicht, ob er das Recht hat, den Thron zu bestiegen, sondern ob er die Kraft dazu hat, ob seine Partei dieser Kraft vertrauen darf, und was, da er in jedem Falle eine wichtige Rolle spielen muß, von seinem Charakter zu erwarten steht. Aber letztern sind aber die Meinungen verschieden, ja entgegengesetzt. Die einen sagen, der Herzog von Orléans sei gänzlich borniert, geistesblöde, stumpfsinnig, sogar in seiner Familie heiße er grand poulot, dabei sei er dennoch mit absolutistischen Neigungen behaftet, manchmal bekomme er sogar Anfälle von Herrschwut, so habe er z. B. halbstarrig darauf bestanden, daß ihn sein Vater zur Zeit der Duvrier-Emeuten nach Lyon gehen lasse, denn sonst käme ihm der Herzog von Reichstadt zuvor u. s. w. Andere hingegen sagen: Se. königliche Hoheit der Kronprinz sei lauter Herzensgüte, Wohlgefönnung und Bescheidenheit; er sei ein sehr vernünftiger junger Mensch, der die angemessenste Erziehung und den besten Unterricht genossen; er sei voll Mut, Ehrgeföhl und Freiheitsliebe, wie er denn oft seinem Vater ein liberaleres System dringend anrate; er sei ganz ohne Falsch und Groll, er sei die Liebenswürdigkeit selbst und räche sich an seinen Feinden am liebsten dadurch, daß er ihnen beim Tanze die hübschen Mädchen wegstapere. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß solch wohlwollendes Urtheil von den Anhängern der Dynastie, das böswillige aber von dessen Gegnern herrührt. Diesen ist ebensowenig wie jenen zu trauen¹.

Ich kann also über den jungen Fürsten nichts Bestimmtes mittheilen, als was ich selbst gesehen habe, nämlich wie sein Außeres beschaffen ist. Hier muß ich der Wahrheit gemäß eingestehen, er sieht gut aus. Eine etwas längliche, nicht eigentklich magere, sondern vielmehr stakige Gestalt; ein länglicher, schmaler Kopf an einem langen Halse; ebenfalls längliche, aber ganz regelmäfige, edle Gesichtszüge; brave, freie Stirne; gerade gutgemessene Nase;

¹ Die günstige Meinung über den Prinzen gewann mehr und mehr die Oberhand, was sich besonders auch 1842 bei der allgemeinen aufrichtigen Trauer über seinen Tod zeigte.

ein schöner, frischer Mund mit sanftgewölbten, bittenden Lippen; kleine, bläuliche, sonderbar unbedeutende, gedankenlose Augen, die wie kleine Dreiecke geformt sind; braunes Haar und ein lichtblonder Backenbart, der unter dem Kinne fortlaufend fast wie ein goldner Rahmen das rosig gesunde, blühende Jünglingsgesicht umschließt. Ich glaube in den Lineamenten dieser Gestalt viel Zukunft lesen zu können, jedoch nicht allzu heitere Zukunft. Glücklichen Falls geht dieser junge Mensch einem sehr großen Martyrume entgegen; er soll König werden. Wenn er auch mit dem Geiste die Dinge nicht durchschaut, so scheint er sie doch instinktartig zu ahnen; die tierische Natur, sozusagen der Leib, scheint von trüber Vorahnung befangen zu sein, und daher offenbart sich eine gewisse Melancholie in seinem äußern Wesen. Trübham träumerisch läßt er zuweilen das schmale längliche Haupt von dem langen Halse herabhängen. Der Gang ist schläfrig und hinzögernd, wie der eines Menschen, der immer noch zu früh zu kommen glaubt. Seine Sprache ist schleppend oder in kurzen Lauten abgebrochen, wie im Halbschlummer. Hierin liegt jene angedeutete Melancholie oder vielmehr die melancholische Signatur der Zukunft. Übrigens hat sein Äußeres etwas schlicht Bürgerliches. Diese Eigenschaft tritt vielleicht um so bedeutender hervor, da man bei seinem Bruder, dem Herzog von Nemours, das Gegenteil zu bemerken glaubt. Dieser ist ein hübscher, sehr gescheiter Junge; schlank, aber nicht groß; äußerst zart gebaut; weißes nettes Gesichtchen; geistreich leicht hingeworfener Blick; etwas bourbonisch gebogene Nase; ein feiner Blondin von einem altadeligen Ansehen. Es sind nicht die anmaßenden Züge eines hannöverischen Krautjunkers, sondern eine gewisse Vornehmheit des Erscheinens und des Gehabens, wie sie nur unter dem gebildetsten hohen Adel gefunden wird. Da diese Sorte täglich an Zahl abnimmt oder durch Mesallianzen ausartet, so ist das aristokratische Aussehen des Herzogs von Nemours sehr bemerkbar. Bei seinem Anblicke hörte ich mal jemand sagen: „Dieses Gesicht wird in einigen Jahren großes Aufsehen in Amerika machen“¹.

¹ Der zweite Sohn Ludwig Philipps, der Herzog von Nemours, war weniger beliebt als der Herzog von Orléans.